

HERIBERT MÜLLER

Mediävistik und Mentalität

Beiträge deutscher Forschung*

Mentalitätsgeschichte – kein Reizwort mehr für die deutsche Mediävistik, doch tut sie sich teilweise noch immer recht schwer damit, und – das sei vorausgeschickt – auch in manchen der hier zu besprechenden Referate, die auf der Frühjahrstagung 1985 des Konstanzer Arbeitskreises zu diesem Thema gehalten wurden, zeigt sich merkwürdige Zurückhaltung gegenüber Begriff und Sache. Indes verwundert das nicht angesichts einer Tradition, die von strenger methodischer Disziplin, Quellentreue und -kritik wie exakter Nachprüfbarkeit der Ergebnisse geprägt war und ist. Vage, unscharf und verschwommen erscheint dagegen die Mentalitätsforschung, und man kann dafür sogar das Unbehagen der Großen auf diesem Gebiet anführen: „Je reconnais maintenant que ce terme est ambigu, beaucoup trop vague et qu'on s'en est servi comme d'un fourre-tout” (G. Duby) – „une notion conquérante . . . qui garde en même temps, c'est le moins qu'on puisse dire, un caractère très vague” (M. Vovelle). Wie nahe ist überdies der unhistorische Irrweg des psychologisierenden Einfühlens, der oft mehr über den Autor als über seinen Gegenstand aussagt, und wie viele Modetorheiten – obendrein von werbewirksamem Medienspektakel begleitet – figurieren unter dem Begriff Mentalitätsgeschichte. Mode, kommerzieller Erfolg: weitere Gründe, die deutsche (und nicht nur deutsche) Mediävisten skeptisch zu stimmen pflegen. Aber spielt nicht auch anderes mit hinein? Die fulminanten Erfolge einer französisch dominierten Mentalitätsgeschichte, ihr weit über das Fach hinausgehende Echo sind schon beneidenswert. Sicher, Geschichte steht auch hierzulande seit einigen Jahren wieder auf der Tagesordnung, und gerade der „Einladung ins Mittelalter” wird gerne Folge geleistet; allein etwa der Verbreitung eines (in manchem sicher fragwürdigen) Werks wie „Montaillou, village occitan, de 1294 à 1324” von E. Le Roy Ladurie, das zu den meistverkauften Büchern der letzten 15 Jahre (!) in der frankophonen Welt gehört, läßt sich nichts Vergleichbares an die Seite stellen. Was die Internationale der

* Zgl. Besprechung von FRANTIŠEK GRAUS (Hg.), *Mentalitäten im Mittelalter. Methoden und inhaltliche Probleme*. (Vorträge und Forschungen XXXV), Sigmaringen: Jan Thorbecke 1987. 344 S., 13 Abb., 3 Diagramme, 3 Karten.

Geschichtswissenschaftler gleichermaßen wie ein aufgeschlossenes, aber fachhistorisch nicht unbedingt geschultes Publikum anlangt, so hat sich deren Aufmerksamkeit in den letzten Jahrzehnten stärker zunächst der Sozialgeschichtsschreibung der „Annales“-Gruppe und dann eben den großen mentalitätsgeschichtlichen Werken aus dem Frankreich der sechziger und siebziger Jahre zugewandt. Über die enge Zunft hinaus interessieren heute die Geschichte der Kindheit und des Todes nun einmal mehr als neue Akzente in der Bewertung des sogenannten ottonisch-salischen Reichskirchensystems – (auch) solches Interesse ist legitim, bietet Anknüpfungspunkte und Chancen und sollte hierzulande von der Fachhistorie aufgegriffen werden. So war es nicht nur wünschenswert, sondern notwendig, daß gerade der die renommiertesten deutschsprachigen Mediävisten erfassende Konstanzer Arbeitskreis das Problem „Mentalitäten“ zum Thema einer eigenen Tagung machte; hervorgehoben sei, daß dies auf Anregung eines älteren Kollegen, des Frankfurter Mediävisten Walther Lammers, geschah.

Die Zusammenkunft wurde von *František Graus* vorbereitet und mit einem Grundsatzreferat „Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung und Methoden der Untersuchung“ (9–48) eingeleitet; eine ausgesprochen glückliche Fügung, denn auf Grund eigener Forschungen mit der Materie bestens vertraut, zudem ein exzellenter Kenner der französischen Situation, war Graus – auch das hat seine Bedeutung – zur Zeit der Tagung mit dem Abschluß eines größeren Werks über das 14. Jh. als Krisenzeit beschäftigt. (1987 erschien es mit dem Obertitel „Pest – Geißler – Judenmorde“ als Bd. 86 der Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte/Göttingen). Überdies darf man sich bei ihm stets besonderen Lesevergnügens sicher sein: Hohes Reflexionsniveau geht einher mit eigenwillig-prägnanten Formulierungen („vermutlich war der Glaube eines François Villon unmittelbarer und ungebrochener als der einer ganzen Synode des 20. Jahrhunderts“, 35) und – selten im Wissenschaftsbetrieb unserer Tage – mit Humor (22 A. 63 und 23 A. 68 als Kostproben zum Einstieg). Zur Sache: Graus bemüht sich zunächst um eine Eingrenzung des Begriffs „Mentalität“, will ihn sinnvollerweise durch präzisierende Beschränkung praktikabel machen. Mentalität manifestiert sich für ihn in Meinungen und Verhaltensweisen, sie ist aber gleichzeitig umfassender als diese, die ihrerseits auch von anderen Faktoren mitbestimmt werden. In den Meinungen und Verhaltensweisen spiegeln sich – oft widersprüchliche – Mechanismen und Reaktionsweisen von Gruppen, geprägt durch Sprache (Soziolekte, Dialekte), kulturelle Traditionen, Erziehung, Stand, Beruf, Lebensalter, Region, „Zeit-

geist" und – im Mittelalter weniger gewichtig als im 19./20. Jh. – durch die Erfahrung nationaler Gemeinsamkeit. Es handelt sich also um dauerhafte, langwirkende Elemente (F. Braudel fand für Mentalitäten die berühmte Formel „prisons de longue durée“), doch können auch kurzfristig einwirkende Phänomene und Ereignisse mentalitätsformend sein, was Graus im Gegensatz zur französischen Forschung mit Nachdruck betont. Neben scheinbar Unveränderliches tritt Zeitbedingtes, in der Mentalität zeigt sich die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, was der Autor mit zahlreichen Beispielen unterlegt. Alle diese Faktoren treten desto deutlicher hervor, je homogener die zu untersuchende Gruppe, je begrenzter der betreffende Zeitabschnitt ist. Somit kann Graus Mentalität(sforschung) umschreiben als „die erforschbare Summe von Reaktionsmechanismen und Grundvorstellungen umgrenzbarer Gruppen in einem gegebenen Zeitabschnitt und ihren zeitlichen Vergleich, soweit dies quellenmäßig aus Meinungsäußerungen und Verhaltensweisen (als Symptome) erschließbar ist“ (28). Eine treffende Definition, die künftig neben den Umschreibungen von Tellenbach und Ginzburg, von Bouthoul, Schaller und neuestens von Schuler (in: Die Familie als sozialer und historischer Verband, Sigmaringen 1987, 89) sowie vielen anderen zitiert werden dürfte; allein sie reichen allesamt nicht an die Formel von R. Mandrou, für den Mentalitätsgeschichte schlicht eine Geschichte der „visions du monde“ war – vage zwar, aber kurz, poetisch und phantasievoll (vgl. M. Vovelle, *Idéologies et mentalités*, Paris ²1985, 10). Einen guten Überblick über französische Auffassungen und Definitionen bietet jetzt A. Riecks, *Französische Sozial- und Mentalitätsgeschichte*. Ein Forschungsbericht, Altenberge 1989, 79 ff.

Der zweite Teil des Beitrags gilt der schwierigen Suche nach methodischen Wegen für die Mentalitätsforschung; schwierig, da zum einen die Quellen das Alltägliche, Gewöhnliche meist nicht oder nur randhaft vermerken, Mentalitäten sich in ihnen natürlich nicht explizit formuliert finden, zumal sie für den jeweiligen Autor als mitbetroffenen Zeitgenossen auch gar nicht verbalisierbar sind. Das aber bedeutet für den Historiker, daß er Mentalität nicht schildern und beschreiben, sondern nur „testen“ kann. (Dieser Begriff bedürfte weiterer Erörterung und Präzisierung; vgl. dagegen P.-J. Schuler 90: Es „können Mentalitäten nur beschrieben und umschrieben werden ...“). Zum anderen liegt dem Geschichtsforscher daran, das Typische seines Gegenstands bzw. das ihm daran typisch Erscheinende hervortreten zu lassen, wobei er aber gerade im Bereich der Mentalität allzuoft übersieht, daß sich das Typische immer wieder aus einer Vielfalt widersprüchlicher Phänomene

zusammensetzt – das erweist sich etwa an Huizingas großartigem, aber einseitigem Bild des spätmittelalterlichen Rittertums in seinem Werk „Herbst des Mittelalters“. Selbst gegenüber Glaube und Tod, bei denen man im christlich geprägten Mittelalter eigentlich recht einheitliche Einstellungen erwartet, zeigt sich eine Vielzahl unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Attitüden (zur Todesproblematik jetzt auch P.-J. Schuler 90–109). Und der Ritter und sein Stand, um einige weitere Beispiele herauszugreifen, werden gleichzeitig glorifiziert und verdammt, die Bauern als „sancti rustici“ gelobt und als rebellische Neidhammel beschimpft. Interessant sind dabei für den Historiker vor allem die Bruchstellen: Vorstellungen und Verhaltensweisen „kippen“, wenn in deren Grundlagen von den Betroffenen Widersprüche wahrgenommen werden; mithin geben besonders Krisenzeiten Einblick in Mentalitäten. Und hier schließt sich der Kreis: František Graus als Historiker der Krise des Spätmittelalters kann eben auf Grund eigener Arbeiten Mentalitätsforschung als *einen* wichtigen Aspekt historischen Arbeitens erweisen.

Gilt das auch für Zeiten minder starker Widersprüche, in denen die „gleichzeitige Lebensbefindlichkeit“, um *Walther Lammers* zu zitieren, weniger in Frage gestellt ist? In seinen „Nordelbische(n) Mentalitätsstudien“ (49–63) zeichnet er aus der Slawenchronik des Helmold von Bosau die sächsisch-altholsteinische und die benachbarte slawisch-wagratische Gesellschaft des 12. Jh.s als Gemeinschaft „gastfreier Diebe“, als am Rande ihrer Völker lebende Verbände, die in stetem Kleinkrieg stehen und deren besondere Situation ihre Wertvorstellungen, ihre Mentalität prägt. – Eine weitere Quelle der Zeit, die „*Visio Godeschalci*“ eines Augustinerchorherrn aus Neumünster, läßt die Holsten als eine archaische, mit Graf und Kirche im Streit liegende Bauernkriegergesellschaft hervortreten; ihre dumpfen heidnischen Ängste und Bedrängnisse wurden erst mit der Annahme der christlichen Botschaft aufgehoben. Hier wäre sicher die Intention der Quelle zu betonen. – Schließlich liefert L. mit dem Hinweis auf die Folgen des Siegs der freien Bauernrepublik Dithmarschen über die Dänen in der Schlacht bei Hemmingstedt 1500 ein gutes Beispiel dafür, wie eine durch ein großes Ereignis geformte Mentalität (im übrigen ein Exempel für die von Graus postulierte Wirkmächtigkeit auch kurzfristiger Phänomene) ihrerseits traditionsbildend weiterlebt, da sie Bilder und Vorstellungen produziert; in diesem Fall von einer ausschließlich aus Adeligen und Herren bestehenden Gesellschaft – auch der „Mythos“ gehört zur Mentalität!

Inwieweit Welt-Bilder Wirklichkeit schaffen, weil sie Anleitungen für das Zurechtfinden in der sozialen Realität geben, ist eine der Fragen, die *Otto Gerhard Oexle* in seinem Beitrag „Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter“ (65–117) aufgreift. Er führt damit frühere Forschungen zum Thema Wirklichkeit und Wissen im Mittelalter weiter. In den um Wahrnehmung und Deutung bemühten Deutungsschemata der Zeit – berühmt ist das „Carmen ad Rotbertum regem“ des Bischofs Adalbero von Laon (um 1025) mit seiner funktionalen Dreiteilung der Gesellschaft in „oratores“, „bellatores“ und „laboratores“ – wird also einerseits soziale Wirklichkeit (zumindest partiell) faßbar, andererseits stiften sie, insofern das Erfasste als wohlgeordnet erfahren wird, eine Sinnwelt und formen auf diese Weise wiederum das „soziale Wissen“: ein Terminus, den O. gleich anderen (vgl. 76 A. 52) dem Begriff „Mentalität“ vorzieht. Aber sind dabei deren „dunkle Seiten“, sind Archaismen, Affekte, Vor- und Unterbewußtes einbeschlossen? Betont „soziales Wissen“, selbst bei Berücksichtigung von Alltags- und Jedermannswissen, nicht zu einseitig das rationale Moment, ist dieser „aufklärerische“ Begriff schlicht von der Wortwahl her passend? Und in der Sache nachgefragt: Meint soziales Wissen, in der Gesellschaft über die Gesellschaft vorhanden und zur rechten Orientierung in der Gesellschaft notwendig, überhaupt dasselbe wie Mentalität? – Zu den Deutungsmodellen selbst: Spiegelt ein Schema wie das des Adalbero von Laon überhaupt die Wirklichkeit? Im Gefolge von Duby meist als Sozialtheorie (ab)gewertet, gilt es auch als ideologisches Instrument zur Legitimierung und Konservierung bestehender Zustände, als Mittel der Manipulation. Ohne das völlig in Abrede stellen zu wollen, betont O. zu Recht, daß der Gedanke einer Harmonie durch und in Ungleichheit gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen von Plato bis in die Neuzeit bestimmte. Solches Ständedenken impliziert auch die Möglichkeit des Erkennens der rechten Ordnung; vor allem seit Augustinus hat es seine erkenntnistheoretischen, metaphysischen und ethischen Implikationen, während der Soziologe moderner Gesellschaften nur Deskriptionen liefert. O. versucht also in seinem auf hohem reflektorischem Niveau liegenden Referat, die mittelalterlichen Deutungsschemata in ihrer Eigenart und damit auch aus ihrer Zeit heraus verständlich zu machen. Letzteres geschieht in einer beeindruckenden Tour d’horizon von der christlichen Spätantike mit ihrer folgenreichen Scheidung von Klerus und Laien über das Europa um 1000, wo konkrete Entwicklungen und Ereignisse vor allem in England und Frankreich für die Genese des Schemas der funktionalen Dreiteilung mitentscheidend waren. (Wichtig ist dabei

der Hinweis auf Aelfric und Wulfstan; zu fragen wäre in diesem Zusammenhang aber auch – so J. Fried – nach der Bedeutung des Abbo von Fleury und der Aufnahme platonischer Traditionen in seinem Umkreis.) Der Überblick erstreckt sich des weiteren über das 12. Jh. mit seinen durch die Stadtkultur bewirkten neuen Ständebildungen auf der einen und dem prinzipiellen Infragestellen des tradierten Ordo seitens der Armutsbewegung auf der anderen Seite bis hin in das Spätmittelalter, da Ockhams Lehren eine Preisgabe der intelligiblen Weltordnung bedeuten, von wo sich ein Bogen zur modernen Wissenschaft mit ihrer unverbundenen Aussagevielfalt spannt. Grundsätzlich scheinen mir im Rahmen dieses Beitrags wie für das Gesamtthema weitere Überlegungen zum Wirklichkeitsbegriff interessant, doch tendierte die Diskussion dieses Beitrags auf der Reichenau offensichtlich in eine andere Richtung, nämlich die mentalitätsgeschichtliche Bedeutung der Schemata mit dem Hinweis einzuschränken, sie seien auf Grund ihres für die Zeit überaus hohen intellektuellen Niveaus nicht einmal für „Grüppchen“ relevant gewesen (vgl. 323). Abgesehen von prinzipiellen Zweifeln an der Richtigkeit solchen Einwurfs, der den möglichen Multiplikationseffekt durch Vulgarisierung etwa in Predigten außer acht läßt, hätte das von O. aufgeschlagene Kapitel dann immer noch zumindest für die Mentalitätsgeschichte mittelalterlicher Eliten seine Bedeutung und lieferte (obendrein mit einer imponierenden, Fachgrenzen hinter sich lassenden Wissensbreite) auch in diesem Fall einen zentralen Beitrag zum Tagungsthema.

Dies scheint mir nicht bei allen der hier angezeigten Referate so klar auf der Hand zu liegen. Überdies resultiert aus der Vielfalt der einzelnen Untersuchungsfelder natürlich eine mangelnde Geschlossenheit des Ganzen; ein Kompendium der Mentalitätsforschung ist dieser Sammelband fürwahr nicht. Andererseits hat gerade der Einsatz der Frage nach Mentalitäten auf unterschiedlichsten Gebieten seinen besonderen Reiz. So betreten wir mit den von *Alfred Haverkamp* vorgestellten „Heilige(n) Städte(n) im hohen Mittelalter“ (119–156) völlig anderes Terrain. Allerdings läßt sich auch hier wie bei Oexle die Frage nach der Breitenwirkung stellen, nämlich ob die vereinten Bemühungen kirchlicher und bürgerlicher Kreise, ihre Stadt in den Rang einer „Sancta Civitas“ zu heben, von der gesamten Bevölkerung mitgetragen wurden, auf deren Mentalität bestimmend einwirkten, und, falls sich dies positiv beantworten läßt, ob es sich dann nicht um eine auf alte und große Städte beschränkte Einstellung handelte (vgl. 323). Denn für H. sind die rheinischen Metropolitansitze, besonders Trier, Ausgangspunkt und Zen-

trum seiner Studie: heilige, goldene Städte, die sich – wie auch die Siegel zeigen – in Beziehung zum himmlischen Jerusalem und zu Rom als dessen Abbild setzten. Aber auch andere Bischofs- und Klosterstädte schlugen diesen Weg ein, mühten sich allenthalben in Bauten und Liturgie (dazu ergänzend für Köln: Th. Schnitzler, in: FS Joseph Kard. Frings, Köln 1960, 667–683) und mit Reliquien um sakrale Ausstattung, die „als wesentlicher Gradmesser für die Stadtqualität“ (136) galt. „Sancta civitas“ beschränkte sich keineswegs auf den kirchlichen Bereich; die Stadtpatrone schützten auch die städtische Gemeinde. Somit sollte die Stadt des Hochmittelalters nicht nur als Ort des Konflikts zwischen Bischof und Bürgerschaft gesehen werden; die Einbeziehung der Kommune in den religiösen Kontext bedeutete ein Moment der Symbiose – was Rez. bestätigen kann mit dem Beispiel der verbindenden Tradition der Märtyrerheiligen des Jahres 177 für die „Cité des Clercs“ und den „Bourg des consuls“ im mittelalterlichen Lyon. (H. verzichtet bewußt auf solche vergleichenden Blicke, weist dann aber doch aus seiner Kenntnis der italienischen Verhältnisse wiederholt auf Parallelen in diesem Raum hin.)

Durch das Aufzeigen mentaler Grundmuster Theoriegeschichte in ihren sozialen Kontext zu stellen, ist das Anliegen von *Jürgen Miethke*: „Politische Theorie und die ‚Mentalität‘ der Bettelorden“ (157–176). Aus seinen allgemeinen, von einigen Reserven bestimmten Vorüberlegungen zum Mentalitätsbegriff sei hier der Hinweis hervorgehoben, daß dieser untrennbar mit dem der „Gruppe“ verbunden ist, was ja auch Graus anklagen ließ. Dann aber korrelieren methodisch, um den Gedanken weiterzuführen, Prosopographie und Mentalitätsforschung; ein Aspekt, der auf der Tagung offensichtlich nicht zur Sprache kam. Zu welchen Ergebnissen solche Kombination führen kann, zeigt die prosopographisch fundierte Arbeit von F. Autrand über das Pariser Parlament des 14./15. Jh.s (*Naissance d'un grand corps de l'Etat . . .*, Paris 1981), deren Ergebnisse ihr erlaubten, in die Mentalität eines sich immer fester formierenden „Milieu“ einzudringen, um dann von beiden Warten aus wiederum zu einem vertieften Verständnis der „traditionellen“ Staatsgeschichte, in diesem Fall von Frankreich zur Zeit Karls VI., beizutragen.

Doch nun zu M.s Anliegen, die Frage nach Mentalitäten als Hilfsmittel, als „Forschungsstrategie“ (sic) für die politische Ideengeschichte nutzbar zu machen: Er wählt dafür die Mendikanten wegen ihrer nicht zuletzt auf ihrem Studiensystem beruhenden hohen Gruppenidentität aus. Ihre Ausrichtung auf den gesamten Orden, ihr zentralistisches Denken führte bald zu einer Interessenkongruenz mit dem Papsttum;

die Bettelorden waren in der Lage, „der römischen Kurie eine in sich geschlossene Anschauung der Kirchenstrukturen anzubieten“ (169), da sich im Verlauf des Bettelordensstreits an der Pariser Universität Mitte des 13. Jh.s eine mendikantische Ekklesiologie mit zentralistischen bzw. papalistischen Akzenten herausbildete, während die stärkere Betonung korporativer Elemente durch den Weltklerus auf den Konziliarismus des 14./15. Jh.s verweist. Selbst das papstkritische Denken eines Quidort oder Ockham wurzelt noch in mendikantischen Grundsätzen, da es Kirche stets als einheitlich und zentral geleiteten Verband ansieht; ein Denken, das dann vor allem außerhalb der Bettelorden bis in die Neuzeit wirkmächtig blieb. – M. hat für seinen Beitrag sicherlich ein interessantes und relevantes Exempel ausgewählt, auch die Untersuchung einer Großgruppe ist legitim und notwendig. Doch wäre zu fragen, ob bei aller durch Disziplin und Ausbildung bewirkten Geschlossenheit der Mendikanten nicht auch Unterschiede in Selbstverständnis und Zielsetzungen der einzelnen Orden zu berücksichtigen sind, ob nicht die soziale und regionale Herkunft der einzelnen Mitglieder bei aller Mobilität ins Gewicht fällt, ob nicht das bereits seit dem Reformpapsttum in Rom zu konstatierende zentralistische Denken durch die Bettelorden nur zusätzliche Stärkung erfährt, und schließlich, ob die mit Blick auf das späte Mittelalter einheitliche Struktur der Mendikanten wirklich so dominierend war: Bei den ekklesiologischen Diskussionen auf den großen Reformsynoden des 15. Jh.s finden wir sie jedenfalls sowohl im „papalistischen“ als auch im „konziliaristischen“ Lager, mithin reden sie teilweise einer stärker korporativ-kollegialen und das heißt zwangsläufig: weniger zentralistischen Kirchenverfassung das Wort. Diese Fragen zeigen aber auch, wie anregend der Beitrag von M. ist; ich halte ihn für einen der wichtigsten der Tagung überhaupt.

Unter dem Obertitel „Verfassung und kollektives Verhalten“ beschäftigt sich *Rainer Christoph Schwinges* mit der „Mentalität des Erfolges falscher Herrscher im Reich des 13. und 14. Jahrhunderts“ (177–202), die er an dem falschen Grafen Balduin von Flandern, an Tile Kolup und dem falschen Markgrafen Waldemar von Brandenburg festzumachen sucht. Zunächst skizziert er die Rahmenbedingungen, d. h. die Reichsverfassung jener Zeit mit ihrem Mangel an Zentralität, der jedem Betrüger fern der Heimat des Herrschers zumindest eine Anfangschance eröffnete. Als weitere Verfassungskategorien kommen fehlende oder ungenügende dynastische Kontinuität im Reich wie in den Territorien sowie ein noch dynastisches oder vorstaatliches Handeln hinzu. Als dann untersucht der Verf. die ineinandergreifenden Determinanten des

Augenblickserfolges und des kollektiven Verhaltens, als deren erste er eine „strukturbedingte Anfälligkeit“ in den großen städtischen Regionen mit ihren sozialen Brennpunkten ausmacht. (Ob das wirklich auf Brandenburg so zutrifft?) Verschärfend wirkte auch die durch Mißernten, Hungersnöte und Teuerung hervorgerufene „strukturelle Spannung“; die „Ausbildung genereller Wunschbilder“ war die Folge: Wünsche, Hoffnungen und Illusionen, ja Endzeitsehnsüchte nach dem messianischen Herrscher wurden auf die Betrüger projiziert. (Zu berücksichtigen bleibt auch die „Friedenssehnsucht des Volkes im späten Mittelalter“, von der jüngst Tilman Struve im Zusammenhang mit den „falschen Friedriche(n)“ gehandelt hat: Fälschungen im Mittelalter, T. I: Kongreßdaten und Festvorträge. Literatur und Fälschung [= Schriften der MGH 33/I] Hannover 1988, 317–339). Zu Gunsten dieser Betrüger konnten obendrein „Beschleunigungsfaktoren“, d. h. konkrete Spannungen und Konflikte in den betreffenden Gebieten wirken, die ihrerseits das Volk manipulierend-suggestiv zu mobilisieren wußten. Es waren also Verfassungs- und Sozialprobleme, die sich im deutschen Reich des 13./14. Jh.s so verdichteten, daß in diesem Kontext Pseudoherrscher mit gewissem Erfolg auf den Plan traten. Anhand dreier, insgesamt 125 Jahre auseinanderliegender Fälle wird hier der Realität ein Modell aufgesetzt; oder um den die Tagungsergebnisse resümierenden R. Schneider zu zitieren: Mit dem Schwingesschen Regelheft versehen, könnten „vielleicht auch Mediävisten sich einmal die Chance zu bescheidenen quasirevolutionären Rezepturen erarbeiten“ (324). Dahinter steht eine gewisse Neigung, historische Prozesse fast mathematisch eindeutig analysieren und transparent machen zu wollen, was sich m. E. auch in seiner Habilitationsschrift über „Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jh.“ (Stuttgart 1986) zeigt. Ob nicht die von Schw. selber (178 f. A. 3, 5) zusammengetragenen sonstigen Betrugsfälle im mittelalterlichen Europa bei näherer Untersuchung das Bild wesentlich relativieren würden, jeder von ihnen – bei allen vorhandenen Grundkonstanten – nicht stärker individuell gelagert erschiene? Und warum wird das im weiteren Kontext des Themas „falsche Identität“ seit Jahren meistdiskutierte, mittlerweile sogar verfilmte Beispiel, auch wenn es aus dem 16. Jh. stammt, nicht einmal erwähnt?: Martin Guerre (vgl. N. Z. Davies, *The Return of Martin Guerre*, Cambridge/Mass. 1983 - Dagegen jetzt R. Finlay, *The Refashioning of Martin Guerre*, in: AHR 93, 1988, 553–571 – Erwiderung von Davies ebd. 572–603). Und schließlich bleibt mit Blick auf das Thema „Mentalitäten“ nach der Selbsteinschätzung jener Pseudoherrscher zu fragen: Waren es nur abgefeymte Betrüger

oder glaubten sie sich auf Grund göttlichen Auftrags zu einer Mission berufen?

In einem Dreierschritt behandelt *Klaus Schreiner* „‘Correctio principis’. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis spätmittelalterlicher Herrscherkritik“ (203–256); eine Kritik, die sich dann artikuliert, wenn zwischen normativer Erwartung und konkreter Erfahrung ein allzu großer Widerspruch klappte. Aus der politischen Traktatliteratur der Zeit werden zunächst die theoretischen Grundlagen und begrifflichen Ausprägungen der Herrscherkritik erarbeitet, deren Voraussetzung das Auseinandertreten von geistlicher und weltlicher Gewalt war. Nahm zunächst die Kirche für sich als übergeordnete Institution das alleinige Recht der „correctio“ in Anspruch, so wurde um 1300 in Italien und Frankreich die Forderung nach innerweltlicher „potestas correctionis“ erhoben, die alsbald in der Theorie des Marsilius von Padua vom „legislator“ als Inhaber der „auctoritas mensurandi“ gipfelte, wobei die zur Kritik berechnete „multitudo“ aber zunächst auf den Kreis der „eruditi“ und „potentes“ beschränkt blieb. Zwar hielt die theoretische Literatur dem Herrscher noch den traditionellen Tugendkatalog vor, doch rückte die erfolgreiche Machtausübung für das „bonum commune“ zunehmend in den Vordergrund. Je stärker pragmatische Erwägungen ins Gewicht fielen, desto weniger waren theologische Erörterungen gefragt. Sicher wäre hier ein Vergleich mit den von J. Krynen für das spätmittelalterliche Frankreich gewonnenen Ergebnissen lohnend gewesen, die er in seinem 1981 erschienenen Buch „Idéal du prince et pouvoir royal en France à la fin du Moyen Age (1380–1440). Etude de la littérature politique du temps“ dargelegt hat. – Die chronikalischen Quellen betonen dagegen nach wie vor die alten sittlichen Werte als Normen guter Herrschaft; Maßstäbe, die bei Karl IV. zu zwiespältiger, bei Wenzel zu einer vernichtenden und bei Friedrich III. zu durchweg negativer Beurteilung führten. Kern dieses zweiten Teils der Studie ist eine wertvolle Sammlung einschlägiger Belege. – Bei der abschließend untersuchten Frage, ob sich bestimmte Formen der Herrscherkritik bestimmten sozialen Gruppen zuordnen lassen, geht der Autor über ein weites Feld von der Zeit Heinrichs IV. bis zu den Bauernkriegen und blickt auch über die Grenzen des Reichs, vorzugsweise nach England. In der Kritik, so das Ergebnis, artikulieren sich überwiegend konkrete Interessen einzelner Stände, doch zeigt sich überdies ein schichtenübergreifender Konsens wie bei den gegen Friedrich III. erhobenen Vorwürfen der Judenfreundlichkeit und Indolenz. (Das 246 zitierte, auf Psalm 44 (43) anspielende Pamphlet „Stand auf von dem schlaf“ erinnert übri-

gens an den nur wenig älteren Traktat „*Quare obdormis, domine*“ aus der Feder des Jean II. Juvénal des Ursins, des „nationalkirchlichen Gewissens“ und Kritikers Karls VII. von Frankreich, dessen *Œuvre P. S.* Lewis 1978/85 ediert [hier: *Ecrits politiques I* 295–435, bes. 306, 319–370] und in vielen Artikeln kommentiert hat.) Allgemein aber ist im Verlauf des 14./15. Jh.s eine zunehmende Bedeutung des „*populus*“ zu konstatieren, der Herrscher mußte das „*gemin* geschrei“ mit ins Kalkül ziehen, sich um „*bona fama*“ bemühen. Abschließende Erörterungen über die Relevanz des Dargelegten für das Leitthema der Tagung fallen eher negativ aus; konkret festzustellen, durch welche Einstellungen und Traditionen die Kritiker ihrerseits geprägt waren (vgl. 326), dürfte ein schwieriges Unterfangen sein.

Mitten in die Thematik führt *Klaus Arnold*: „Mentalität und Erziehung – Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechtersphären als Gegenstand der Sozialisation im Mittelalter“ (257–288). Literarische Quellen und Bilddokumente zeigen, daß in der mittelalterlichen Erziehung und Sozialisation – einem nach A. für die damalige Gesellschaft angemesseneren Begriff, der die Hinführung auf ein Leben in der Gemeinschaft stärker betont – von Chrysostomus bis zu Konrad von Megenberg und deutschsprachigen Texten des 15. Jh.s ein Ideal tradiert wurde, das die Jungen auf die öffentliche, die Mädchen auf die häusliche Sphäre vorbereitete; eine Vorbereitung, die strikte Über- bzw. Unterordnung bedeutete. Unter Verweis auf Gen. 3,16 nimmt der Mann von der Lage des Embryos im Mutterleib bis zum Platz im Grab allenthalben die beherrschende Position ein. Ob gelehrte Theorie oder Mentalität – hier ganz und gar „*de longue durée*“ –, die Ansichten waren unverrückbar, sprichwörtlich fixiert („Die Frau gehört ins Haus“); die Geschlechter haben eben ihren „festen Platz“ im Leben. Man mag an diesem Beitrag manches aussetzen; so etwa, daß die Studien von Nitschke und Heimann im Sammelband „Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt“ (hg. v. A. Haverkamp, Köln–Wien 1984) nicht berücksichtigt wurden, daß sich Literatur in veralterter Form zitiert findet (269 A. 45 Delort 1973; richtig dagegen Graus 29 A. 97, der die überarbeitete französische Ausgabe von 1982 aufführt), daß der biblische Sündenfall ohne Kenntnis alttestamentlicher Exegese in eine gewünschte Richtung hingedeutet wird (268). Und doch geht es nicht an, ihn mit L. Holzfurtner einfach als „von herrschenden Moden diktiert“ abzutun (ZBLG 51, 1988, 247). Die Ergebnisse dieser angeblichen Modeforschung haben immerhin kürzlich ihren Niederschlag in zwei vorzüglichen Handbüchern gefunden, der „*Histoire de la famille*“ (in Bd. I mit A.

bestätigenden Beispielen H. Bresc, *Pères et fils*, 410–414) sowie der „*Histoire de la vie privée*“ – beide, 1985/86 erschienen, wurden im übrigen ebenfalls für den Druck nicht mehr herangezogen. Mir scheint vielmehr bei dem Blick auf das Mädchen „schicksal“ der ergänzend-differenzierende Hinweis auf die oft erheblich andersartige Rolle als Frau notwendig: Jüngere Forschungen betonen die vielfältigen Möglichkeiten, die sich der Frau vor allem im Wirtschaftsleben der spätmittelalterlichen Städte aufboten: M. Wensky, *Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter*, Köln-Wien 1980; vgl. dies. in: *Haus und Familie* 289–309 – Ebenfalls mit Blick auf Köln, aber auch auf das Tuchgewerbe in Leiden: M. C. Howell, *Production and Patriarchy in Late Medieval Cities*, Chicago 1986 – Zu ähnlich positiven Ergebnissen gelangte E. Uitz, *Die Frau im Berufsleben der spätmittelalterlichen Stadt*, untersucht am Beispiel von Städten auf dem Gebiet der DDR. (Weniger differenziert zur Thematik äußerte sich übrigens kürzlich ein anderer DDR-Historiker, der kurz und bündig der Kirche die Hauptschuld an der Unterdrückung der Frau im Mittelalter gab: S. Hoyer, in: *Jb. f. Regionalgesch.* 14, 1987, 467.) Dieser Beitrag von Uitz ist in einem für das Thema außerordentlich bedeutsamen Kolloquiumsband erschienen: *Frau und spätmittelalterlicher Alltag*. Internat. Kongreß Krems a. d. Donau 2.–5. X. 1984 (= Österreich. Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., SB 473 = Veröffentl. des Inst. f. mittelalterl. Realienkunde Österreichs 9) Wien 1986. Zwar gelangt D. Thoss in der ebd. 301–323 veröffentlichten Studie „*Frauenerziehung im späten Mittelalter*“ bei der Auswertung von Erziehungstraktaten zu ähnlichen Ergebnissen wie A., doch will der Hinweis von H. Ebner, *Die soziale Stellung der Frau im spätmittelalterlichen Österreich* (ebd. 509–552), beachtet sein: Literarische und überdies oft aus geistlicher Feder stammende Quellen – und auf diese stützen sich Thoss und A. – zeigen mit ihrer normativ-lehrhaften Ausrichtung in der Tat eine in unseren Augen eher negative Einstellung gegenüber Mädchen und Frau, während sich hingegen aus den Urkunden als Zeugen des „tatsächlichen“ Lebens ein ungleich vorteilhafteres Bild ihrer sozialen und rechtlichen Position ergibt.

Über „*Geschichtsschreiber in Deutschland*“ handelt *Rolf Sprandel* (289–319), doch läßt sich bei den dabei erfaßten 226 Autoren keine für eine Mentalitätsbestimmung unerläßliche Gruppenbildung erkennen, so daß sich die Frage stellt, ob der Beitrag des im übrigen um die Einführung des Themas „*Mentalität*“ in Deutschland verdienten Verf.s nicht besser in Bd. 31 der „*Vorträge und Forschungen*“ aufgehoben gewesen wäre (Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im

späten Mittelalter; vgl. 327). Dies mindert den Wert der auch dank Karten und Diagrammen anschaulichen Studie jedoch in keiner Weise, die überzeugend nachweist, daß Kontakte zwischen den Historiographen fast nur im regionalen Rahmen existierten, ein Austausch auf Reichs- und internationaler Ebene kaum erfolgte; Enea Silvio Piccolomini stellt hier auf Grund seines Lebensgangs die Ausnahme dar. Unübersehbar ist der Trend von der lateinischen zur deutschen Sprache, mit dem ein wachsender Anteil an Laienautoren einhergeht. Das bedeutete weitgehende Isolation im internationalen Kontext, zumal sich in anderen europäischen Ländern dieselben Tendenzen zeigten. So ergibt sich m. E. das Paradoxon, daß der Kreis der Kulturproduzenten und auch -rezipienten ständig größer wird, während sich gleichzeitig das Blickfeld verengt. Weiteres Paradoxon: *Weltgeschichten* erfreuen sich größter Beliebtheit, es folgen Bistums- und Klosterhistorien, sodann Stadt-, Landes- und Dynastiegeschichten jeweils mit zahlreichen Auffächerungen und Variationen der Genera. Manche Historiographen versuchten sich in mehreren Gattungen oder mischten sie, um verschiedene Leserkreise bzw. ein möglichst breites Publikum zu erreichen; ein Publikum, dem vorrangig an Neuigkeiten in unterhaltender Form gelegen war, ohne daß es unbedingt auf die genaue Wahrheit ankam.

Wiederholt wurde in dieser Besprechung auf einen Beitrag am Ende des Bandes (319–332) verwiesen: Es handelt sich um die „skizzierende Zusammenfassung“ der Tagung durch *Reinhard Schneider* unter dem Titel „Mittelalterliche Mentalitäten als Forschungsproblem“, welche die einzelnen Referate sowie Diskussionsbeiträge resümiert und mit kritischen Anmerkungen versieht. Einzelnes kam ja schon zur Sprache, und es soll hier keine Zusammenfassung der Zusammenfassung erfolgen, doch sei abschließend in einer rechtshistorischen Zeitschrift auf einen weiteren möglichen Zugang zum Thema hingewiesen, den zwar keiner der Autoren berücksichtigte, aber G. Dilcher in der Diskussion benannte (331): Recht und Mentalität, die im Mittelalter doppelt aufeinander bezogen waren. Zum einen steht das meist nichtschriftliche, nichtgelehrte Recht in einem Kontext bestimmter soziokultureller Bedingungen, zum anderen basiert es auf Findung und Schöpfung. Wie aber lassen sich die das Recht Findenden und Schöpfenden, ihre Mentalität(en) und die darauf einwirkenden Faktoren festmachen? Wenn man sich nicht auf „Tests“ an fixierten Rechtstexten beschränken will, wäre also das Augenmerk auf die Rächinburgen und Schöffen, auf die „whitan“ und „liberi“ et „legales homines“, auf die „Lagmenn“ und „lögsögumaðr“ zu richten, welche sich aber weniger als Schöpfer denn Finder der

Gesetze verstanden, die „im moralischen Bewußtsein des Volkes wie in einer idealen Schatzkammer der Gerechtigkeit schlummerten“ (A. J. Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München³1986, 201). Auch die Rechtsgeschichte ist zur Mentalitätsforschung eingeladen, zur Schatzsuche in Bewußtsein und Unterbewußtsein. Und nicht minder fündig dürfte sie auf dem weiten Feld der Rechtssymbole und -zeremonien werden.